

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Kiyak, Mely**

**Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der  
schöne Teil des Lebens an**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Man stirbt.

Man steht morgens auf, macht seine Arbeit und stirbt.

Man träumt und stirbt.

Man gießt Blumen, geht einkaufen, schüttelt Decken aus und stirbt.

Man liest. Man liebt. Man stirbt.

Vögel zwitschern, Narzissen springen mit einem leisen Rascheln auf – was folgt ist Sterben.

Ob man es brauchen kann oder nicht, zwecklos sich damit anzulegen, man stirbt.

Man stirbt. Man stirbt.



Die Welt ist groß. Deshalb grenzt es an ein Wunder, wenn ich meinem Vater auf der Straße begegne. Sicher, er wohnt nur eine Häusercke entfernt von mir, aber wie oft im Leben trifft man in dieser Millionenmetropole Berlin jemanden? Mit meiner Nachbarin im Haus verständige ich mich per SMS, weil wir uns nie begegnen. Dabei leben wir nur durch ein Stockwerk getrennt voneinander. Und dennoch. Wir treffen uns nie. Um wie viel größer ist also das Geschenk, dass ich meinem Vater zufällig auf der Straße begegne?

Ich laufe die Straße entlang und halte Ausschau nach einer kleinen, schwankenden Gestalt. Mein Vater ist nämlich klein, von sehr brauner Hautfarbe und läuft so langsam, dass es nicht den Eindruck macht, als käme er weit. Er sieht aus, als drehe er sich gleich wie ein Derwisch um die eigene Achse. Tatsächlich ist er mit nichts anderem beschäftigt, als sorgfältig einen Fuß vor den nächsten zu setzen und mit den Armen die Balance zu halten. Es ist lange her, da fuhren mein Vater und ich in Istanbul im Bus, der Bus war voll, wie das in Istanbul immer ist, wir hatten keinen Sitzplatz und hielten uns an einer Stange fest. Jedes Mal wenn der Bus nach einer Station anfuhr, reichte dieser kurze Ruck aus, dass wir uns im Kreis um die Stange drehten, was mich zum Lachen brachte, weshalb auch mein Vater lachen musste.

Meistens handelt es sich bei keiner der Personen auf der Straße um meinen Vater.

Manchmal aber doch. Dann passiert es, dass einer, wie als schwenke er eine Fahne, die Hand hebt und weit ausholend winkt. Mein Vater weiß, dass ich stark kurzsichtig bin und

dass ich ihn nur sehe, wenn er diese Bewegung macht. Er macht es so lange, bis ich nah genug bin, um ihn zu erkennen. Zwischen ihm und mir liegen nur wenige Meter. Früher fragte er: Was, erst jetzt hast du mich gesehen? Im Laufe der Jahrzehnte aber hat er begriffen wie augenkrank ich bin und sich das Wundern abgewöhnt.

Wir bleiben stehen, fragen einander: Wo kommst du her, wo gehst du hin, dann umarmen und küssen wir uns, und jeder geht seines Weges. Jedes Mal, wirklich jedes Mal denke ich, wie oft wird er mir in diesem Leben auf dieser Straße begegnen? Mein Vater. Der mit dem längsten Sterben der Welt. Der lebendigste Tote, den es je gab. Der, dessen größter Verdienst seines Lebens ist, dass er trotz allem lebt. Der, auf dessen Tod ich mich gründlich aber vergeblich vorbereitet hatte. Mein Vater. Der mit dem Krebs. Mein Vater. Der mit den Geschichten.

\*

*Meine erste Erinnerung an meine Heimatstadt Kigi ist zwei Zentimeter lang und verläuft über meiner linken Augenbraue. Mit drei Jahren fiel ich vier Meter tief in den Fluss, als ich die Brücke über den Murat überquerte. Die Wunde war groß, ich verlor viel Blut und musste genäht werden. Sie brachten mich zu einem Veterinär, der mich nicht nähen konnte, weil der Faden für ein Kind nicht geeignet war. Der Veterinär schickte uns zum Zahnarzt, der nähte die Wunde dann schnell zu. Diese Narbe ist meine älteste Erinnerung an das Geräusch meiner Heimat, das ich über meinem Auge trage. Willst du wissen, wie der Muratfluss klang? Wie der Maschinenraum der Fabrik, den ich zwanzig Jahre später*

*in einem anderen Land betreten sollte, schschsch, schschsch, schschsch ...*

\*

Ziemlich unexklusiv, was mir da widerfahren ist. Aus unserer Familie hat jemand Krebs bekommen. In diesem Moment könnten sich Tausende von Menschen in meiner Stadt, Hunderttausende in Deutschland, Millionen auf der Welt dazu gesellen und sagen: Das Gleiche ist in unserer Familie der Fall. Genauso viele würden sich melden, wenn ich erzählte, dass jemand aus unserer Familie Mukoviszidose oder Herzprobleme oder Bluthochdruck hat. Denn immer hat irgendwer irgendetwas. In der Generation meines Großvaters galt man als besonders gebildet, wenn man nicht sagte, »ein Familienmitglied ist krank«, sondern »meine Großcousine hat Tuberkulose«. Dass man »Großcousine« statt »Familienmitglied« sagte und »Tuberkulose« statt »Unwohlsein«, war ein enormer Vorsprung an Wissen. Ich würde gerne wieder dahin zurück. Nicht zu viel zu wissen, ist manchmal beruhigender, denn je mehr ich weiß, desto kranker werde ich. Ich bin co-krank. Ich habe Co-Krebs. Mein Familienmitglied hat Krebs. Ich habe es auch.

Ich vermute, dass ich die Krankheit meines Vaters zu meiner Krankheit mache, sein Schicksal zu meinem, weil ich nur einen Vater habe. Hätte die Krankheit einen Bruder oder eine Schwester getroffen und hätte ich zwei Brüder und zwei Schwestern, dann hätte ich immer noch jemanden, der gesund wäre. Eine Schwester mit Krebs und eine ohne. So wäre die Welt ein klein wenig gerechter. Das ist eine Vermutung. So wie alles eine Vermutung ist, was mit dieser Krankheit zu

tun hat. Wenn in Vaters Behandlungsbericht »Leber: metastasenverdächtig« steht, dann spielt es keine Rolle, dass er, bevor er es las, guter Dinge war, denn nun hat er es erfahren und das Gehirn merkt sich das, im Gegensatz zu dem, was es eben noch in der Zeitung las, das verlegt das Gehirn nämlich ganz gerne, aber so eine monströse Neuigkeit wie die metastasenverdächtige Leber, die hat das Gehirn von da an Tag und Nacht parat. Es wird zum identitätsstiftenden Merkmal, Gestatten – ich bin Herr Müller, und Sie? Angenehm, Kiyak, vor Ihnen steht ein Metastasenverdächtiger. Der Lungenkrebs steht fest. Die Nierenzyste sieht man. Der Diabetes ist neu. Der niedrige Blutdruck, dem ich es zu verdanken habe, dass es ziemlich lange dauert, bis mein Vater sich aufregt und ich deshalb ausgiebig meine Späßchen auf seine Kosten treiben kann, dieser niedrige Blutdruck ist ein ganz alter Bekannter. Aber immer ist noch etwas. Immer kommt noch ein Verdacht dazu. Metastasenverdächtig. Als ob alles nicht unglücklich genug verläuft. Der Krebs ist ein Karzinom. Er kann schnell wachsen oder langsam. Er ist gut eingegrenzt oder nicht. Seine Zellen sind groß oder klein. So sitzt man mit anderen Verbündeten in der Krankenhauscafeteria und stellt Fragen, indem man nur noch Begriffe hin und her wirft. Karzinom? Kleinzellig? Ach so. Oh je. Schlecht differenzierbar? Ach Gott. Ja dann, alles Gute. Und bei Ihnen? Krebs ist im Griff? Was, die zweite Drainage? Das hatte mein Vater auch. Na, du liebes bisschen! Jetzt auch noch das Herz? Na dann, tja, wird schon irgendwie. Manches wird übrigens wirklich wieder irgendwie. Denn die Leber tat nur so als ob. Da warf die Kontrastflüssigkeit im Computertomographen doch einen so ungünstigen Schatten, dass sich die arme unschuldige Leber verdächtig machte. Ja, manches erledigt sich von selbst,

andere Verdachtsmomente aber erhärten sich, werden real, sind da und egal wie die Sonne steht, ihr Schatten bleibt und rückt nicht weg. Jemand aus meiner Familie hat Krebs. Und ich bin traurig.

\*

*Fische fingen wir im Muratfluss mit den Händen. Dazu nahmen wir einen kleinen Stein und warfen ihn auf einen großen Stein. Wenn sich darunter ein Fisch vergrub, erschrak er sich und verließ sein Versteck. Dann griffen wir zu.*

*Im Frühjahr konntest du den Murat nicht überqueren – so viel Wasser war drin. Dann bauten sie den Staudamm in Elazığ und das Wasser wurde umgeleitet. Wenn sie es brauchten, öffneten sie die Klappen und ließen das Wasser zufließen. Ansonsten trocknete der Fluss langsam aus. Zu deiner Zeit war es ein ausgetrockneter Fluss. Zu meiner Zeit floss das Wasser im Überfluss.*

*Noch etwas zum Murat. Du kennst doch Schildkröten, so kleine, ich aber kenne noch große. So groß wie zwei Wassermelonen aus Diyarbakır. Wir teilten uns mit den Schildkröten den Fluss. Während die sich am Ufer sonnten, gingen wir ins Wasser. Wenn wir fertig waren, kamen die Schildkröten dran und schwammen eine Runde.*

\*

Auf der Stirn meines Vaters klafft nun eine Wunde. Es ist der Tag seiner stationären Aufnahme. Wir kommen auf einem großen Krankenhausgelände an und verstehen nicht auf An-

hieb, dass es sich um zwei Grundstücke handelt. Auf den ersten Blick sieht es aus wie ein weitläufiger Park. Gepflegte Wege, geschwungene Linien, alter Baumbestand. Wir laufen an kleinen Backsteingebäuden vorbei, bis wir zu einem großen Gebäude gelangen. Dort erfahren wir an der Information, dass wir im falschen Krankenhaus sind. Ich halte die ganze Zeit Vaters Röntgenbilder in der Hand, die in einem Umschlag aus besonders robustem Papier liegen. Während mein Vater sich bückt, um seine Reisetasche hochzuheben, halte ich den Umschlag so ungeschickt, dass die scharfe Kante der Pappe meinen Vater, während er sich aufrichtet, in die Stirn sticht. Sie beginnt sofort zu bluten. Mein Vater hat spätestens jetzt alles über. Schon auf dem Weg hierher blieb er einfach stehen und sagte: Wir kehren um. Ich war vollkommen verblüfft. Umkehren wovon? Umkehren im Sinne von kehrtmachen? Umdrehen und in die andere Richtung gehen? Ich sagte: Lass es uns doch erst hier entlang versuchen. Mein Vater stand auf dem Weg und sagte: Nichts werde ich versuchen. Wir kehren um und ich fliege zurück in die Türkei. Wie immer, wenn ich ratlos war, ließ ich mir nichts anmerken und insistierte: Das ist doch albern. Wir ziehen das jetzt durch. Egal, was geschieht, wir benehmen uns wie erwachsene Leute. Mein Vater trottete missmutig neben mir her. Als ich ihm aber aus Versehen und vielleicht war es auch gar nicht meine Ungeschicklichkeit, sondern seine, die Stirn aufreißt und es blutet, hat er wirklich genug. Ich nehme den Fehler sofort auf mich, entschuldige mich immer und immer wieder. Dass ich ihm helfe und die Stelle abtupfe, lässt er nicht zu, weil er es nicht ausstehen kann, dass man ihm zur Hand geht oder ihn anfasst. Nicht, wenn sein Körper in einem gesundheitlich bedenklichen Zustand ist. Dann zieht mein Vater sich in seinen

Kokon zurück. So ist er immer. Er entrückt sich derart, dass sogar seine Augen nach innen rutschen. »Er rollt schon wieder mit den Augen, lasst den armen Hasan in Ruhe«, ist so ein Satz, den man über meinen Vater sagt.

Am Morgen hatte ich im türkischen Radiosender ein altes Lied gehört, in dem Wolken gemächlich am Himmel spazieren, ein leichter Regen fällt und die Kamille blüht. Es ist März und ich bringe meinen Vater ins Krankenhaus. Er lässt sich seine Tasche nicht tragen und sein Blut nicht abwischen, so laufen Vater und Tochter die Alleen entlang und sind beide unglücklich, jeder auf seine Art. So fängt dieser Tag im Frühjahr an. So schwermütig, wo Schwermut nicht meine Sache ist. So einsam, obwohl mir das Einsame nicht liegt. So vergeblich, obwohl Aufgeben nicht zu mir passt. So ist die Stimmung.

Das also ist seine Sehnsucht, denke ich über meinen Vater. In seinen Hasenfußmomenten will er abhauen, in die Türkei. Jahrzehnte hat er in Deutschland gelebt. Wir laufen und ich begreife, mein Vater und ich, das sind zwei Länder. Das ist er, dort, und ich, hier. Wo gibt es denn das? Dass Vater und Kind nicht dem gleichen Ort entspringen. Was ist das für eine Perwersität, dass Menschen ihre Länder verlassen? Das alles geht mir durch den Kopf und vereinzelt mich. Ich sehe die anderen Patienten, die mit ihren Angehörigen im Park spazieren gehen. Wahrscheinlich ermuntern sie ihren Kranken, Kopf hoch, bald bist du wieder zu Hause, und meinen damit alle das gleiche Zuhause. Die Prignitz, das Sauerland, den Teutoburger Wald. Nur unsereins muss sagen: Kopf hoch, Papa, bald bist du wieder in deinem Land. Deinem Land. Nicht unserem Land. Was für eine Verstörung, dass Menschen ihren

Geburtsort verlassen, was für eine Zerstörung. Was für eine überflüssige Einrichtung, das Reisen, das Verlassen, das Gehen. Von einem Ort zum anderen wechseln. Alle sollen gefälligst da bleiben, wo sie geboren sind. Dann wäre an diesem Märztag alles einfacher für mich. Genau genommen hatte ich die Fremdheit schon, als ich mit meinem Vater in den öffentlichen Verkehrsmitteln saß und für die Fahrt über eine Stunde brauchte, in der es nichts zu sehen gab. Wir fuhren durch die märkische Landschaft, deren herausragendes Merkmal das Nichts ist und ich versuchte ihn für eine Gegend zu begeistern, die mich selbst nicht begeisterte. Jahre zuvor lebte ich in einem märkischen Dorf, das ich fluchtartig wieder verließ. Damals besuchte mich mein Vater und wir spazierten um einen See. Es war klar, es gefiel ihm nicht. Er lief nur einmal durch das Dorf und fragte mich anschließend, ob die Leute mit den Glatzköpfen aus politischen Gründen kahlgeschorene Schädel hätten. Ich verneinte und nahm sie in Schutz. Weil ich nicht wollte, dass mein Vater mit Kummer abreiste. Denn wenn ich auf etwas keinen Wert lege, dann sind es Vaters Sorgen in Bezug auf mich. Nun also war ich es, die sagte: Weißt du, es gab vor über hundert Jahren einen verrückten Schriftsteller, der ganze Bände mit Reportagen über diese Steppe füllte. Er hieß Theodor Fontane und hat jedem märkischen Pilz unter das Köpfchen geschaut und dessen Geschichte aufgeschrieben. Seine »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« stehen in meinem Regal, du hast es sicher gesehen. Mein Vater schaute durch die verschmutzte Scheibe der Bahn und sagte nichts. Was hätte er auch sagen sollen? Dass es ihn gerade nicht interessiert? Dass er seinem Flugticket hinterhertrauert, das ich eine Woche zuvor storniert hatte, als er noch bei mir auf dem Sofa saß? Ich log ihn

an und sagte, dass wir alles Geld erstattet bekämen und dass die freundliche Türkin von der Fluggesellschaft meinem Vater gute Besserung wünschte. Natürlich wünscht einem niemand gute Besserung und Geld gibt es auch nicht zurück. Wenn man konfus ist, macht man alles falsch. Um alles richtig zu machen, darf man nicht konfus sein. Den gepackten Koffer aus dem Blickfeld räumen und Vater unter Protest ins Krankenhaus zu bringen macht konfus. Er war untröstlich, der Vater. Untröstlich in der Bahn. Am Informationsstand des falschen Krankenhauses. Auf den geschwungenen Wegen. Untröstlich gefangen in sich selbst. Mit einer Wunde an der Stirn, die ich ihm zugefügt hatte, unwissentlich, unwillentlich, freiwillig alle Schuld auf mich nehmend, weil mein Vater schon Schuld genug empfand für alles. Später lese ich in der Krankenakte über meinen Vater, er hätte »keine Abwehrspannung«. Welches Organ gab Auskunft über Vaters Abwehrspannung? Das hätte ich diagnostizieren können. Warum fragt mich keiner? Ich lebe seit über dreißig Jahren in der Funktion Tochter an Vaters Seite. Ich weiß bestens Bescheid darüber, inwiefern mein Vater in der Lage ist abzuwehren. Dass seine Abwehrspannung von geringer Bedeutung ist, hätte ich ebenfalls attestiert. Denn hätte Vater eine kräftige Abwehrspannung, hätte er sich sein Flugticket genommen und wäre gegen jeglichen Rat seiner Ärzte in die Türkei geflogen, wo seine Liebste auf ihn wartet. So aber bleibt er ein Mann, der zeit seines Lebens eine geringe Abwehrspannung hatte. Wie sonst kann man sein halbes Leben in einem Land leben und für dessen Menschen arbeiten, ohne je dafür Anerkennung bekommen zu haben? Wie soll das gehen – mit Abwehr? Ein Mensch mit guter Abwehrspannung hätte den Dienst längst quittiert. Hätte gesagt: Hier steht ein Mensch

vor euch, ihr aber seht nur den Arbeiter, Schluss aus, ich gehe zurück in die Türkei. Mein Vater aber blieb und arbeitete und erzählte uns Kindern immer wieder: Schaut, wie euer Vater arbeitet, macht ihm keinen Kummer. Das sprach ein Mann, der sich längst mit allem abfand. Und selbst wenn wir ihm Kummer gemacht hätten, was hätte er dem mit seinen geringen Fähigkeiten zur Abwehr entgegensetzen können? Was haben wir Kinder über unseren Vater gelacht, wenn er sich aufregte. Richtig ineinandergekrallt vor Lachanfällen haben wir uns, während mein Vater vor uns stand und meinte, einen auf bedrohlich machen zu müssen, um irgendwann aufzugeben und zu grinsen und zu sagen, dass wir Esel seien und zur Hölle fahren sollten. Wir sind dann in unser Zimmer gegangen und haben den Vater nachgespielt. Wie er da stand, schwankend, instabil, und sich aufregte und wir ihn baten, seinen Missmut auf Deutsch zu artikulieren, weil wir vorgaben, ihn nicht zu verstehen. So stand er wackelig vor uns und tat uns den Gefallen und fiel über die Silben und wir, wie gesagt, konnten nicht an uns halten und gaben vor, ihm zu helfen. Wenn er sagte, ihr habt meine Gefühl ..., erwiderten wir: Was denn, Papa, was haben wir deine Gefühl, sage es doch! Kaputt, stolperte mein Vater die Worte ab. Was, wir haben deine Gefühle kaputt? Kaputt was? Papa, das ist doch kein Satz, ihr habt meine Gefühle kaputt, Papa, da fehlt doch das Verb. Papa, bitte nenne uns das Verb und wir werden dich demütigst um Verzeihung bitten.

Als wir endlich im richtigen Krankenhaus ankommen, sind wir irritiert. Denn was kann man von einem Krankenhaus erwarten, das aus drei Knusperhäuschen besteht? So sieht doch keine Spezialklinik aus! Wo die Aufnahmestation neben dem Krankenhausbistro liegt. Wo man so freundlich begrüßt wird,

als checke man in ein Hotel ein. Grundgütiger, bitte mach, dass hier Menschen arbeiten, die in Chicago, Tokio und London studiert haben, dann verspreche ich, an dich zu glauben, murmle ich. Kann es ausgerechnet in der Mark Brandenburg international anerkannte Lungenspezialisten geben? Wieder spreche ich meinem Vater Mut zu: Schau mal, Papa, wie übersichtlich, und wie gemächlich und würdevoll der Arzt eben über den Rasen schritt. Und innerlich denke ich, ein Arzt, der nicht rennt, ist doch kein Arzt, das weiß ja nun wirklich jeder. Das sind hundertprozentig Ärzte aus dem Osten, na ja, vielleicht hat man Glück und gerät an eine ungarische Koryphäe, hoffe ich. Die Frau in der Aufnahme fragt: Was haben Sie denn da an der Stirn? Nichts, sagt mein Vater. Soll ich mal schauen, ob ich ein Pflaster habe? Ach was, sagt mein Vater, hier gibt es sicher schlimmere Fälle als mich. Das hoffe ich sehr für Sie, sagt die Frau, und lächelt ihm freundlich zu. Hoffnung muss man immer haben, sagt mein Vater. Das sehe ich genauso, flirtet sie zurück. Sie bittet meinen Vater um eine Telefonnummer für »dringende Fälle«. Er diktiert ihr seine Telefonnummer. Ich schaue ihn an und kläre ihn auf: Papa, die Frau meint das anders, es geht darum, dass man jemanden aus deiner Familie erreichen kann, falls mal etwas sein sollte. Ach so, sagt mein Vater und fällt gleich in sich zusammen. Das war es. Der kurze Flirt ist vorbei, als ich meine Handynummer, meinen Namen und meinen Verwandtschaftsgrad angebe. Sollte mein Vater sterben, werde ich diesen Tag nicht vergessen, der Tag als ich ihn verletzte, nicht im Sinne von »Gefühl kaputt«, sondern im physischen Sinne, der Tag, als das Krankenhaus mich um meine Telefonnummer für dringende Fälle bat, wobei man sich den Plural hätte sparen können, denn ein Mensch stirbt nur einmal im

Leben. An diesem Märztag, der mit einem türkischen Lied begann, in dem jemand von Wolken sang, die ein wenig am Himmel spazieren, ging ich mit meinem Vater und seiner blutenden Stirn ins Krankenhaus. Dank seiner fehlenden Abwehrspannung erreichten wir das Ziel.

\*

Ich begleite meinen Vater in das erste Krankenzimmer seines Lebens. Seine Tasche trägt er selbst. Wir rechnen mit maximal drei Tagen Aufenthalt. Er solle sich, so befahl es die Krankenschwester, in seinem Zimmer aufhalten und den Arm freimachen, damit der Arzt sofort die Kanüle legen könne. Wir gehen davon aus, dass es sich um Minuten handelt. Wir beeilen uns. Mein Vater legt die Tasche neben das Bett, macht den Arm frei und setzt sich auf die Bettkante. Die erste Stunde, es ist noch Vormittag, sitzt er reglos da. Die zweite Stunde, ich habe ihm die ganze Zeit zugeredet, lehnt er seinen Kopf wenigstens aufs Kissen. Am Mittag sitzt er immer noch da. Der Kopf liegt am äußersten Zipfel des Kissens. Die Schuhe hat er immerhin ausgezogen, manchmal hebt er das Bein und legt es kurz auf dem Bett ab, um es sofort wieder von der Bettkante baumeln zu lassen. Es ist wie ein Wettkampf. Nicht liegen wollen. Nicht ankommen.

Gegen Nachmittag fängt mein Vater an zu husten. Er hält sich ein Taschentuch vor den Mund. Als er nach Luft röchelt, sehe ich, dass aus seiner geballten Faust ein Stück des Papiers rot gefärbt herausschaut. Er läuft zum Waschbecken und kann das gleichzeitige Husten mit dem Luftholen nicht koordinieren. Aus seinem Mund läuft eine Mischung aus Spucke und Auswurf. Alles rot. Ich laufe auf den Flur und schreie:

Mein Vater erstickt! Mein Vater spuckt Blut! Ich schreie so laut ich kann. Dann geht alles sehr schnell. Der Arzt kommt, die Krankenschwestern tupfen, Kanülen werden gelegt, Vater kriegt Sauerstoff durch die Nase, Plastikbecher werden unter seinen Mund gehalten, der Auswurf muss ins Labor, sofort, und dann endlich, nach Stunden, legt mein Vater sich auf das Bett. Lang ausgestreckt. Die Arme auf dem Bauch gefaltet, liegt er regungslos. Aus kurzen Atemzügen werden lange Atemzüge. Innerhalb weniger Stunden ist aus meinem Vater, der eben noch selbst laufen konnte, ein Blut spuckender, fiebriger Mann geworden. Seine Tablettenbox wurde mit Pillen gefüllt. Das Abendfach quillt über. Eine Pille liegt im Nachtfach. Reingerutscht? Aus Versehen? Aus meinem Vater, der morgens unter vitalem Protest von mir ins Krankenhaus begleitet wurde, aus meinem Vater, der seine eigene Tasche tragen konnte, ist ein Kranker geworden, der nicht mal nach dem Wasserglas greifen kann. Bloß weil wir in ein Krankenhaus gegangen sind. Das erste Krankenzimmer meines Vaters. So ist er, mein Vater, denke ich, seine Abneigungen übertragen sich sofort auf seinen Körper, so war er immer, so war er immer, tröste ich mich. Ich gehe raus auf den Gang und sehe zum ersten Mal, mit wem wir es hier zu tun haben. Patienten, die nach zwei Schritten auf ihren Rollatoren zusammenbrechen. Menschen, die sich wie verrückt schwitzend an Handknäufen festhalten. Menschen, denen aus dem Kehlkopf Röhrchen und aus den Trainingshosen Zigarettenschachteln herauschauen und die beim Sprechen klingen, als würden sie durch eine Blechgießkanne sprechen. Ich gehe zurück ins Zimmer. Mein Vater liegt immer noch da, wie ich ihn verließ. Aus dem normal sprechenden Mann ist ein Flüstermann geworden.